


Nr. 19. Posen, den 10. Mai. 1891.

# Umsonst.

Novellette von Annie Bock.



„Ach!" Mit einem tiefen Seufzer erhob sich der junge Mann von dem Tisch, an welchem er gesessen. Er legte die Feder hin, schob den halb voll geschriebenen Bogen, auf dem es von Notenköpfen wimmelte, bei Seite, und zog eine alte silberne Uhr aus der Tasche.

„Beinahe Zeit, den Frohndienst anzutreten," murmelte er dabei. „Noch eine Viertelstunde;" er warf einen sehnsüchtigen Blick auf den halbbeschriebenen Bogen — mit unsichtbarem Magnetismus schienen die Haken und Häkchen der Achtel- und Viertel-Noten ihn zurückzuziehen — wie Kätzchen, die ihre Krallen nach ihm ausstreckten. Komm' — komm' zurück — schienen sie zu sagen — aber mit einem resoluten Entschluß wandte er dem Tisch den Rücken. „Wie gern möchte ich jetzt noch ein — zwei Stunden arbeiten," sagte er leise. „Ich war gerade so gut im Zuge — wer weiß, ob es morgen wieder so geht! — aber nein — nein, das ist und bleibt vor der Hand noch ein todtes Kapital, wenigstens für die Anderen; für mich ist das das Leben — für mich singt und klingt da jede Note. Aber was nützt's? Ich finde doch so schnell keinen Verleger — und Lieschen und ich wollen essen und trinken — und weiter leben, oder besser gesagt: vegetiren. Ach, diese Misère — diese Misère — sie ist fürchterlich! Wenn ich so an der Arbeit sitze — wenn es in mir mit tausend Tönen singt und klingt — wenn der Genius des Schaffens sich in mir regt, dann vergesse ich alles, aber wenn dann die Stunde schlägt, wo ich die Arbeit bei Seite schieben und den elenden Sklavendienst antreten muß, dann überfällt mich wieder der ganze Jammer einer solchen Existenz, und ich frage mich nur: wie lange noch? Wie lange soll das noch so weitergehen? Wie lange kann ich das noch aushalten? Wäre es nicht für sie, für Lieschen — wahrhaftig, ich würde lieber hungern, frieren, darben, als mich und meine Kunst so furchtbar tief herabwürdigen. Aber für sie — für meine Geliebte — meine Braut?! Kann ich denn anders? Sehe ich nicht immer schon im Geiste ihre blauen Augen strahlen, wenn ich einen Leckerbissen mit nach Hause bringe, oder ein seidenes Band — eine Schleife! Mein Gott, sie ist jung, sie ist hübsch — sie will auch etwas mehr vom Leben haben, als Tag aus Tag ein hinter der Nähmaschine sitzen und arbeiten. Könnte ich nur mehr verdienen! Aber da liegen die Früchte meines Fleißes — an Fleiß ließ ich's wirklich nicht fehlen — ein todtes Kapital!"

Er strich mit der Hand zärtlich über ein Packet Manuskripte, welche eine ganze Seite des Tisches bedeckten und von Neuem seufzte er. Mit einem bitteren Lächeln blickte er sich in dem kleinen ärmlichen Raume um, blickte er auf die wenigen alten Möbel, auf die häßlichen kahlen Wände, die niedrige verräucherte Decke. Mit ironischer Miene griff er nach einem abgeschabten schwarzen Frack und hielt ihn mit zwei Fingern empor, bevor er ihm mit der flachen Hand einen Schlag gab, daß eine mächtige Staubwolke hoch aufflog.

„Nun 'rein in dieses traurige Möbel — es ist Zeit, alter Freund," sagte er zu seinem Spiegelbilde, welches ihn aus dem halberblindeten kleinen Spiegel spöttisch anzusehen schien — dann schlüpfte er rasch in die Aermel des Fracks hinein, sah noch einmal auf die Uhr — „gerade noch Zeit um Lieschen adieu zu sagen," murmelte er, setzte den Hut auf, verlöschte die einsam auf dem Tisch brennende Kerze, und verließ das Zimmer. Er lächelte, als er die Thür hinter sich zudrückte. „Seit ich den Schlüssel verloren habe, kann ich meine Salons nicht einmal mehr verschließen! Aber wozu denn auch? Was sollte man mir wohl rauben wollen. Ich glaube, wenn ich einmal nach Hause käme und einen Dieb in meinem Zimmer fände, ich würde ruhig zu ihm sagen: Werther Herr, bemühen Sie sich doch nicht um der paar Kleinigkeiten willen. Das einzig Werthvolle, das ich besitze, können Sie mir ja doch nicht nehmen — das sitzt hier," er tippte mit dem Finger an die Stirn, „und selbst das kann unmöglich den Werth haben, den ich in meiner Selbstüberschätzung ihm beilege, denn es will Keiner dafür etwas geben. Bah" — — er drehte sich auf dem Absatze herum, that ein paar Schritte über den schmalen, zugigen Korridor hinüber und klopfte an die Thür einer anderen Mansarde. Dieselbe öffnete sich rasch und ein reizendes junges Mädchen mit dunkelblondem, lockigem Haar und blauen Augen trat heraus.

„Guten Abend, Lieschen," sagte der junge Mann, indem er seinen Arm um die schlanke Gestalt legte, sie an sich zog und sich zu ihr herabbeugend einen Kuß auf die vollen rothen Lippen drückte, „ich konnte nicht fort, ohne wenigstens einen Blick in Deine Augen gethan zu haben; dieser Blick, dieser Kuß muß mir Muth und Kraft zu meiner Arbeit geben. Aber Du bist blaß, Kind, Du zitterst, friert Dich?"

Er sah sie besorgt an und seufzte tief, als sie ungeduldig sagte: „Ja, es zieht hier so fürchterlich — gewiß friert mich." Er preßte sie noch einmal heftig an sich — und bemerkte nicht, daß sie seinen leidenschaftlichen Kuß nur sehr flüchtig erwiderte, — einen ungeduldigen Blick nach der Thür warf und leise wie unwillig die feinen Augenbrauen zusammenzog. „Adieu,

Herz, auf Wiedersehen," murmelte er und eilte dann die vier wackligen, knarrenden Treppen hinab. Lieschen stand einen Augenblick noch wie unentschlossen, dann trat sie näher an das Treppengeländer heran und rief hinunter: „Adieu, Fritz!" Einen Augenblick lauschte sie noch seinen verhallenden Schritten, dann ging sie in ihr Zimmer zurück.

Die Hausthür schloß sich hinter dem jungen Manne; ein eisiger Wind wehte ihm scharf entgegen. Er fröstelte in seinem leichten Sommerüberzieher, obwohl er ihn bis unter das Kinn fest zugeknöpft hatte. Die Schneeflocken umtanzten in wildem, erbarmungslosem Wirbel sein Antlitz, als freuten sie sich wie Kobolde darüber, ihn zu necken und zu quälen. Aber er achtete kaum darauf — in düstere Gedanken versunken schritt er rasch weiter. Allerhand Bilder tauchten vor seinem geistigen Auge auf, während er so dahinschritt — Bilder aus der Vergangenheit. Er sah sich als kleinen Knaben, wie er gebeten und gefleht hatte, man solle ihn Musiker werden lassen — er könne nun 'mal nicht anders. Aber der strenge Vormund — die Eltern hatte er früh verloren — sagte nein und nein — und wieder nein — er habe kein Vermögen — Keinen, der für ihn sorge — er müsse in ein Geschäft eintreten — sich so früh wie möglich auf eigene Füße stellen. Aber er ließ und ließ sich nicht zwingen, und als es endlich so weit war — als der Vormund kam und sagte, er habe nun eine Stelle für ihn gefunden als Lehrling in einem Bankhause, da — er war gerade sechszehn Jahre alt — entlief er dem Hause des Vormunds — da verkaufte er die wenigen Andenken von seinen Eltern — des Vaters goldene Uhr, der Mutter Halskette — und kam mit dem Erlös dieser Sachen auch wirklich hierher nach der Residenz, wo der Vater eines Schulfreundes, der Musiker war, ihn bei sich aufnahm und unterrichtete. Er verschaffte ihm sogar einige Schüler, und wenn auch kärglich und jämmerlich, so konnte Fritz doch wenigstens sagen, er ernährte sich selbst durch seine Kunst. Das ging so ein paar Jahre, dann aber kam der Geist des eigenen Schaffens über ihn, und nun vernachlässigte er seine Stunden, und arbeitete — dichtete — schaffte — komponirte — und war selig in seiner Dachkammer mit seiner Kunst, seiner Mühe! Er brauchte ja so wenig — ein wenig Brod und Käse, dazu ein Glas Wasser, und er war gesättigt. Sein Lehrer, obwohl Musiker, ein trockener Pädagoge, sah seinem Treiben mit scheelem Auge zu. Er hatte nie komponirt — es nie gekonnt — wozu brauchte der zwanzigjährige Jüngling es zu thun? Er drückte seine Mißbilligung offen aus — er predigte und sagte, die alten Meister hätten genug gute Musik geschaffen, man brauche nicht die Produkte solch unreifer Naseweise.

Es war die alte, sich immer wieder erneuernde Geschichte. Der Neid der Alten auf die Jungen. Aber Fritz fühlte den Gott in sich — er fühlte, daß er schaffen müsse — er fühlte die Kraft in sich, vermöge seiner Werke die Welt sich zu Füßen zu legen, — und ohne sich an das Murren des Alten zu kehren, saß er selig in seiner Dachkammer und arbeitete weiter. Seine Stunden verlor er, was fragte er danach? Er arrangirte Walzer, Quadrillen u. s. w. aus Operetten und, so gering dieser Verdienst auch war, er reichte aus für ihn. Dann lernte er Lieschen kennen, seine süße Braut. Sie bewohnte mit ihrer Mutter die Mansarde der seinen gegenüber. Die Mutter war schon im letzten Stadium der Schwindsucht — es dauerte gar nicht lange, dann war sie todt — und Fritz und Lieschen schritten als einzige Leidtragende hinter dem einfachen Sarge her. Wenn der alte Spruch wahr ist, daß Geld sich stets zu Geld findet, so ist es sicher noch wahrer, daß Armuth sich mit Armuth paart. Die beiden jungen Leute verlobten sich — ein Lied, welches Fritz für zehn baare Mark verkaufte, erlaubte ihm, seiner Braut einen Verlobungsring zu schenken, den sie mit kindlicher Freude — sie war ja erst achtzehn Jahre — entgegennahm. Nun malten sie sich in allen möglichen Farben die Zukunft aus, die ihrer harrte, wenn sie erst Mann und Frau geworden. In allen Farben, eine immer schöner als die andere, sahen sie die Zukunft. Und malte sie schüchtern à la Watteau, so malte er in Makart'schen Farben — glühend — berückend — leidenschaftlich.

Er konnte aber nicht sehen, wie sie immer nähte und nähte — und doch damit kaum das Nothwendigste verdiente, und darum hatte er sich nach langen, herben Kämpfen entschlossen, sich und seine Kunst so tief herabzuwürdigen, in einem beliebten Lokale allabendlich die Kuplets der Sänger und Sängerinnen zu begleiten und in den Zwischenpausen flotte Walzer und andere Tänze zu spielen. Es war ihm schrecklich dieses Amt — entsetzlich, mit Thränen in den Augen bat er seine Kunst um Verzeihung für das Unrecht, welches er ihr zufügte. Aber es brachte ihm doch ein paar Mark pro Abend ein und es war doch für sie, die er so innig liebte! Freilich fühlte er oft, wie er bei dieser Beschäftigung in dieser Umgebung langsam geistig und moralisch zu Grunde ging! Wie die Giftluft, die ihn dort allabendlich umwehte, allmählich jedes feinere Gefühl in ihm zu ertödten drohte — ihm den Athem benahm, und oftmals war es ihm, als müsse er rettungslos in diesem Sumpfe untergehen, wenn er nicht mit einem kühnen, energischen Entschlusse sich befreite. Und doch konnte er das nicht! Die Quelle dieses winzigen Einkommens sich versiegen lassen — und dann —?? Nein, nein, noch mußte er dabei bleiben — später, wenn es ihm gelang, einen Verleger zu finden, dann war ja alles, alles gut. Aber nie sprach er seiner Braut von diesem Lokal, in dem er mit einem Ekel ohne Gleichen allabendlich spielte. Sie durfte gar nichts davon wissen! Dieses treue, unverdorbene Kind! In ihrer Nähe erholte er sich, wenn er diese entsetzliche Atmosphäre verlassen . . .

Er hatte unterdessen ein Haus erreicht, über dessen Thür beim Scheine einer flackernden Laterne ein Schild zu sehen war, auf dem mit großen bunten Buchstaben stand: „Zum Paradiese!" „Paradies! Ein nacktes Paradies das," murmelte er mit schneidender Ironie. Er betrat mit diesen Worten ein großes saalartiges Gemach. Die Luft in demselben war von Tabaksqualm, Branntweinduft, Biergeruch und überheiztem Ofendampf geschwängert, aber trotzdem dehnte er mit wahrem Wohlbehagen die Glieder. Es war doch wenigstens warm hier — warm und hell! — Raschen Schritts durchschritt Fritz den ihm so widerlichen, schon ziemlich mit Menschen gefüllten Saal und öffnete im Hintergrunde desselben eine Thür. Lautes Kreischen und Lachen drang ihm entgegen, aber er kehrte sich nicht daran; — — mit einem Schauder des Ekels betrat er hinter der Kulisse die kleine Bühne, in deren äußerster Ecke, für das Publikum unsichtbar, das alte, ächzende, tafelförmige Instrument stand, auf welchem er allabendlich die von unzweideutigen Gemeinheiten strotzenden Kuplets der Chansonetten-Prinzessinnen begleitete. Er nahm sogleich seinen Platz ein. Durch ein Löchelchen in der Kulisse konnte er den Zuschauerraum überblicken. Wie er sie verachtete, die elenden Geschöpfe, die mit solch erbärmlichen Witzen, mit solch niedrigen Leistungen das Publikum ergötzen! Wie er es verachtete, das Publikum, das da saß und vor Vergnügen wieherte — brüllte vor Lust und Freude am Gemeinen! Wie er sich selbst verachtete, daß er so tief gesunken war, das Höchste — das Heiligste, seine Kunst so herabzuwürdigen!! Wäre nur erst wieder die Vorstellung zu Ende!! Mit Sturmesschritten eilte er dann nach Hause, und konnte in der reinen, süßen Nähe seiner Braut wieder frei und menschlich aufathmen!

Mitten in der Begleitung eines Kuplets, welches hier und da vor dem Beifallsgejohle der Menge fast unhörbar wurde, ließ er sein Auge durch den Saal schweifen — — — — — was? was war das? Unmöglich!! Wer saß dort an jenem Tisch? Dort — dort drüben an dem Tisch — neben dem elegant gekleideten Manne, welcher den Arm zärtlich um ihre Taille gelegt hatte!? War das wirklich sein Lieschen, seine Braut? Das reine, unverdorbene Kind? Hier in diesem Lokal — und in dem Arm eines jungen Gecken, der ihr eben ein Liebeswort oder eine fade Schmeichelei gesagt haben mußte, denn sie erröthete tief und wandte den Kopf zur Seite. O wie wäre sie erblaßt, hätte sie ahnen können, wer da hinter der Kulisse saß — wessen Auge mit gläserner Starrheit auf ihr ruhte, als könnte es die gräßliche Wahrheit nicht glauben! nicht fassen! Sein Lieschen hier? Ja — sie war es, kein Zweifel mehr möglich — und er war verrathen und betrogen! Wie ein Wahnsinniger sprang er auf — ein schriller, mißtönender Akkord erklang noch, als er mit jähem Ruck die Hände von den Tasten zurückzog; einem Rasenden gleich stürzte er aus der Kulisse heraus — in den Saal hinein.

Die in ihrem Kuplet unterbrochene „Künstlerin“ zog die gefärbten Augenbrauen in ihrem Erstaunen bis ins Unendliche hinauf; der Direktor eilte Fritz nach, versuchte ihn am Rockschooß festzuhalten: „Wollen Sie wohl weiterspielen?“ brüllte er, „sind Sie verrückt geworden? Zurückkommen oder Sie sind entlassen — hören Sie, entlassen; keinen Groschen kriegen Sie — Sie Lump — Sie Narr — Sie —“

Fritz achtete seiner nicht; mit einem Sprung war er im Saal; er versuchte sie zu finden; aber der dichte Tabaksqualm in dem Raume setzte sich in seinen Augen fest, so daß er sie für die Dauer eines Augenblicks schließen mußte. Er hörte einen Schrei; doch die Anwesenden, nicht wissend was vorgefallen, waren aufgesprungen und drängten in wildem panischen Schrecken dem Ausgange zu. Alles war verstört — Keiner wußte so recht, was eigentlich geschehen, aber Jeder drängte und schob und stieß, Tische fielen um, die halbgeleerten Bierseidel fielen zur Erde — oben auf der kleinen Bühne stand der Direktor und versuchte vergeblich, sich in dem allgemeinen Tumult Gehör zu verschaffen; er war blauroth im Gesicht vor Anstrengung — er wollte sein Publikum zurückhalten — „es ist nichts, nichts passirt,“ schrie er in einem fort, dazwischen schimpfte und fluchte er auf den „Lumpen — den verrückten Kerl — den —“

Vergeblich — alles vergeblich; langsam, aber unaufhaltsam schob sich die Menge hinaus. Draußen sammelte sich schon Polizei an und eine neue Menschenmenge; die Schaulustigen, die in einer großen Stadt nie fehlen, wenn etwas passirt. Und endlich — endlich kam auch Fritz hinaus. Er athmete auf, aber anstatt daß die kalte Winternacht ihn wohlthätig abkühlte, schien sie nur seine innere Gluth zu schüren, seine Wuth noch mehr anzustacheln. Mit geballten Fäusten, mit stieren Augen blickte er überall herum; wo war sie geblieben — sie, die er angebetet hatte, für die er gearbeitet, gehungert, sich erniedrigt hatte und die er, während er an seiner ihn anwidernden Sklavenarbeit saß, in diesem Lokale und im Arme eines Andern gesehen hatte!? Die Dirne! Wo war sie geblieben! Eine rasende Wuth bemächtigte sich seiner — und zugleich ein Ekel vor Allem! Vor ihr — vor sich selbst — vor dem ganzen Leben! Es war ihm als bliebe ihm nur noch Eines zu thun übrig: sie packen — erdrosseln — und dann sich selbst tödten! Wozu weiter leben? Er war so tief gesunken, daß es ihm in diesem Moment leidenschaftlicher Aufregung schien, als könne er nie wieder aus diesem Sumpfe sich erheben. Seine Kunst hatte er geschändet, um für die Geliebte zu sorgen — und diese hatte ihn betrogen — betrogen und verrathen: Von Neuem wühlten die Qualen der Eifersucht in ihm — von Neuem durchlebte er den Moment, da er sie plötzlich dort sah, zärtlich an die Schulter eines Mannes gelehnt — während er auf ihre Reinheit, ihre Treue geschworen hätte.

Er war an dem Hause angelangt, in dem sie Beide wohnten; er eilte in mächtigen Sätzen die vier Treppen hinauf — athemlos stürzte er vorwärts nach ihrer Thür. Sie war offen — das Zimmer leer. War sie entflohen? Sollte er, um seine Liebe verrathen, nun auch um seine Rache betrogen werden? Er machte Licht und blickte herum in dem kleinen engen Raume — nein, das Bett war unberührt — sie war nicht da — — vielleicht bei ihm — ja, ja, dort würde er sie finden — sie würde erklären wollen — um Verzeihung bitten — und wer weiß? am Ende? — — —? Er stürzte hinüber. Nein — Niemand! Aber an der braunen Tischdecke war ein weißer Zettel auffallend mit einer Nadel befestigt; er ergriff ihn. Nur wenige Zeilen waren da von ungeübter Hand hingeworfen. „Ich bin fort, Fritz,“ las er beim gelblichen Schein der Kerze, „ich habe Einen gefunden, der für mich sorgen wird; es war ein gar zu erbärmliches Hundeleben, das wir Beide führten, und ich mag nicht immer darben und arbeiten; ich will auch einmal das Leben genießen wie Andere; adieu — Du kannst froh sein, daß ich fort bin — nun brauchst Du nur noch für einen zu sorgen.“

Der Zettel entfiel seiner Hand.

„Dirne — Dirne,“ murmelte er, vor Wuth, Zorn und Schmerz fast erstickt, „und für Dich — für Dich — und Alles umsonst — umsonst!“

Ja — Alles war umsonst gewesen! Umsonst hatte er seine Kunst entwürdigt — umsonst diese erniedrigende Arbeit verrichtet — umsonst sich die Bissen vom Munde abgespart, um ihr dafür eine Freude zu machen — — bis der Hahn zum dritten Male gekräht, hatte sie ihn verrathen und verlassen! — Ein Schluchzen stieg aus seiner zusammengepreßten Kehle empor — er warf sich mit dem Kopf auf seine Manuskripte — das Einzige, das ihm noch geblieben — — und weinte bitterlich . . .

---

# Der Fetischismus am Congo.

Ueber diesen Gegenstand veröffentlicht ein Offizier Stanleys, E. J. Glave, in der Aprilnummer des „Century Magazine“ eine interessante Abhandlung. Nach Ansicht des Verfassers geht der Fetischismus aus dem Bestreben des Naturmenschen hervor, sich die augenscheinliche Feindschaft der Natur gegen den Menschen zu erklären. In der That scheint sich gegen den Eingeborenen Mittelafrikas die ganze ihn umgebende Welt zu verschwören und das Leben erscheint ihm daher nicht als ein gütiges und leicht zu tragendes Geschenk, sondern als eine Art Beute, die er jeden Augenblick mit List und Geschick feindlichen Umständen entreißen muß. Fortwährend sieht er sich von himmlischen wie irdischen Gewalten bedroht. Baut er, um ein Bollwerk gegen die Verfolgungen seiner Feinde zu haben, seine Hütte am Saume des undurchdringlichen Waldes, so weiß er, daß in letzterm Raubthiere und giftige Schlangen auf ihn lauern; wohnt er am Wasser, so muß er seine tägliche Nahrung unter tausend Gefahren erringen und sieht sich von Krokodilen, Flußpferden, gefährlichen Insekten, mörderischen Fiebern u. s. w. verfolgt, und hat er einiges Besitzthum erworben, so wächst die Gefahr, indem der Neid seiner Nachbarn erwacht und dem Geängstigten jede Nacht ein Ueberfall, der Tod oder die Sklaverei droht. So schwimmt sein Geist fortwährend in einer geheimnißvollen Schreckensatmosphäre. Die Furcht ist sein Element. Unzähliges Unheil verfolgt ihn auf Schritt und Tritt und verbirgt sich unter den harmlosesten Gegenständen. Jeder Baum, jeder Stein, jedes Kraut umschließt irgendeinen Geist, den die geringste Unbesonnenheit entfesseln kann. Sollte der Mensch unter solchen Umständen nicht daran denken, sich diese feindlichen Gewalten günstig zu stimmen? Das Unheil kann wider alles Erwarten, unter den trügerischsten Erscheinungen jeden Augenblick hereinbrechen, weil eben die ganze Welt voll Hexerei und Zauber ist. Durch ein einfaches Handumdrehen wird das Geschick des Menschen vollends geändert. Daher schaut sich der Wilde so oft und so bedächtig um, ob er auf seinem Wege nicht irgend einen Gegenstand zertreten, dessen böse Bedeutung ihn veranlassen könnte, eiligst davon zu fliehen und die betreffende Stelle dem bösen Einfluß zu überlassen; daher zieht der Stammesälteste für die Nacht um die Hütte einen Aschenkreis, in fester Ueberzeugung, daß der böse Geist diesen Wall nicht zu überschreiten vermag. Und so verhält es sich mit jedem Vorgang im Leben: jede Jahreszeit, ja, fast jede Stunde fordert ihre bestimmte Beschwörungsformel; Schlaf, Essen und Trinken müssen jedesmal durch bestimmte Ceremonien vor den feindlichen Einflüssen bewahrt werden. Die Nothwendigkeit dieser Schutzmittel hat ein ganzes System von Formeln und Gebräuchen hervorgerufen, welche von einer besonderen Priesterklasse gehegt werden. Die Mitglieder der letzteren sind am Congo die Monganya oder Nganya Nkisi (Zauberlehrer). Der Fetischpriester besitzt als Hexenmeister, Geisterbeschwörer, Formelkenner volle Gewalt und giebt in allen Beziehungen des Menschen zum Unbekannten den Ausschlag. Er entdeckt, wer das Herz des tags zuvor verstorbenen Häuptlings aufgegessen, wer das Boot mit den Kriegern auf dem Flusse umgeworfen, wer die Palmbäume zum Verwelken gebracht, dem nährenden Regen Halt geboten, die Ngabanüsse hat verkümmern lassen, u. s. w. Eine andere Religion als diesen Fetischismus besitzen die afrikanischen Völkerschaften nicht, jedoch sind ihre Glaubenslehren in diesem Punkte sehr unbeständig und ändern sich mit den Ceremonien der Priester nach den Stämmen. Die am Untercongo als unfehlbar bekannten Formeln verlieren fortwährend an Bedeutung und Gewicht, je mehr man flußaufwärts ins Innere steigt. Von Glave genauer beobachtet wurde auch der weitverbreitete Nkimba, d. h. die Einweihung der jungen Leute in die religiösen Geheimnisse. Jedes Dorf in dem ausgedehnten Gebiet des Untercongo, welches San Salvador (Banza Congo, das alte Ambassi) zur Residenz und Ntotela zum König hat, verfügt über einen dichtumzäunten, etwa 30 bis 40 Are großen Platz, der für den Nkimba bestimmt ist. In dieser Umzäunung erheben sich die Hütten des Zauberlehrers, seiner Gehülfen und Schüler. Den Gang des Unterrichts zu enträthseln, ist schwer; sicher aber ist, daß er in besonderer Sprache geführt wird, so daß die Eingeweihten sich

über den Lernstoff besprechen können, ohne daß der Laie sie versteht. Will ein Knabe den Nkimba empfangen, so giebt er seine Absicht dadurch kund, daß er bei einem Feste oder in einer Versammlung plötzlich wie ein Ohnmächtiger zur Erde fällt. Er wird dann aufgehoben und zu dem erwähnten Platze getragen. Man verbindet hiermit die Vorstellung, daß der junge Mensch gestorben und in die Geisterwelt versetzt sei, von wo ihn der Nganya wieder auferwecken werde, um ihn mit den anderen Neugeborenen zu unterrichten und demnächst unter einem neuen Namen wieder seiner Familie zuzuführen. Die Empfänger des Nkimba sind nicht an ihre Umzäunung gebunden, sondern verlassen dieselbe jeden Tag, um draußen umherzuziehen und Beschwörungen vorzunehmen. Niemand darf sie hierbei beobachten. Bei ihrem Erscheinen, das sich durch einen eintönigen Gesang ankündigt, muß jeder, der sie hört, besonders aber die Frauen, beiseite weichen und nach Hause fliehen. Die „Neugeborenen" sind von Kopf bis Fuß weiß bemalt und tragen unter den Achseln einen Bambusgürtel, an welchem eine bis zu den Knien reichende Art Unterrock aus getrockneten Kräutern herabhängt. Jeden Abend wird ihnen von den Anverwandten die nöthige Nahrung an den Eingang der Umzäunung gebracht. Ist die Lehrzeit beendigt, so wird der junge Mensch mit großem Pomp unter neuem Namen wieder in seine Familie eingeführt. Die Form verlangt es, daß er hierbei die Rolle eines vom Tode Auferstandenen spiele, daß er Niemand, nicht einmal seine Eltern wiedererkenne und daß ihn Jeder als einen Genesenden mit Nachsicht behandle. Während mehrerer Tage darf er verlangen, was er will. Dann nimmt er — vorausgesetzt, daß er sich nicht dem Lehrberufe widmen will — allmählich das alte Leben wieder auf. Der vorerwähnte Unterricht dauert Monate bis Jahre, je nach der Fassungskraft des Schülers. Zeigt dieser anfänglich zu den ihm gelehrten Wunderwirkungen keinen rechten Glauben, sträubt er sich beispielshalber einen weißen Gegenstand für schwarz zu erklären, so wird er von seinen Genossen so lange durchgebläut, bis ihm die Wahrheit durch Schwarzwerden vor den Augen einleuchtet. Diese Einweihungsstätten, aus welchen die Zauberlehrer hervorgehen, finden sich, wie gesagt, nur am Untercongo. Ueberall anderwärts „entdeckt" der Fetischpriester sich und seine Zaubergewalt selber, und zwar durch irgend einen Zufall. Da jede hervorragende That auf die Wirkung einer übernatürlichen Gewalt zurückgeführt wird, so erscheint Jeder, der irgend einen besonderen Erfolg erzielt, für seine Umgebung als ein Zauberer und Seher. Hat ein junger Krieger besonderes Glück auf der Jagd, beim Fischfang oder im Kriege, so umgiebt ihn sofort der Schleier des Geheimnißvollen, den er nun sorgfältig pflegt. Anfänglich wähnt er sich gewöhnlich selbst im Besitze irgend einer höheren Gewalt. Da diese von ihm auf leblose Gegenstände übertragen werden kann, so ist er ein- für allemal zum Vertrieb von Zaubermitteln berechtigt und verlegt sich bald auf's „Geschäft". Von selbst kommt hierzu allmählig ein standesmäßiger bedächtiger Gang, eine würdevoll wichtige Amtsmiene, ein stets geheimnißvolles Wesen, eine kurze, blumen- und spruchreiche Redeweise. Der Zauberer verlegt sich auf die Erfindung neuer Ceremonien und Formeln, schmückt sich mit neuen kabbalistischen Zeichen und macht schließlich hieraus seine Lebensaufgabe. Mag er gehen oder stehen, essen oder trinken, alles ist von Ceremonien begleitet und schließlich sieht er sich im Besitze zahlreicher „Gewalten", über die er nach eigener Ueberzeugung gar nicht verfügt. Glave erzählt hierüber mehrere treffende Beispiele. Als er sich in Lukolela aufhielt, war der Congo in Folge mächtiger Regengüsse zu außergewöhnlicher Zeit gewaltig angeschwollen. Fragte man nach der Ursache, so antworteten die Eingeborenen, daß früher ein stromaufwärts wohnender Nganya das Flußwasser geregelt habe. Der Mann sei aber gestorben, es habe sich inzwischen noch kein neuer Zauberer an seiner Stelle gefunden und seitdem sei der Congo aus Rand und Band. Einst hatte Glave unter seiner Begleitung einen jungen Menschen, dem eine große Zukunft als Nganya lachte. Derselbe erklärte dem Offizier im Vertrauen rundweg, daß er an die Gewalt seiner Beschwörungen selbst nicht glaube. Als wichtigstes Zaubermittel trug er am Halse ein Antilopenhorn, mit welchem er prophezeien konnte, ob eine Krankheit mit dem Tode endige oder nicht. War das Leiden nicht tödtlich, so gab das dem Patienten in die Hand gegebene Horn einen zischenden Ton von sich, während es andernfalls ruhig blieb. Glave machte selbst einen Versuch, nahm das Zauberhorn in die Hand, und richtig, der eigenthümliche Ton erfolgte. Der Zauberer ließ sich durch eine ihm von dem Offizier geschenkte leere Glasflasche bestechen, das Geheimniß zu offenbaren, und holte aus seiner Nase ein durchbohrtes Samenkorn hervor, auf welchem er den beschriebenen Ton nach Art eines Bauchredners so zu erzeugen vermochte, daß es von dem Antilopenhorn auszugehen schien. Ein einziges derartiges Mittel genügt nach Glave, um am Congo die Zukunft eines Zauberers zu sichern.

# Heiteres.

Ein Philosoph. Dame (im Boot auf stürmischer See zu ihrem Gegenüber): „Entsetzlich! Sie essen und trinken — jetzt — wo wir jeden Augenblick umschlagen . . ."
Herr (ruhig weiter kauend): „Ja, nachher kann ich's doch nimmer."

* * *

Großmüthig. Dame (zum neu eingetretenen Dienstmädchen): „Anna, ich gehe jetzt in's Theater und werde erst spät nach Hause kommen!"
Anna: „O, bitte, gnädige Frau brauchen sich nicht bei mir zu entschuldigen!"

* * *

Wer will hören, was Thusnelda Dortmann in ihrer jüngst erschienenen Gedichtsammlung „Bergkrystalle" (Graz, 1890) von der Liebe singt? Es ist neu und eigenartig und lautet folgendermaßen:

„Es hat der erste Beste
Sich stracks in mich verliebt,
Nun soll auch ich ihn lieben,
Weil er Herz und Hand mir giebt.
Der aber, den ich liebe,
Der bleibt mir ewig fremd —
Ich wollt', ich könnte wechseln
Meine Liebe wie ein Hemd."

* * *

Jägerlatein. Man spricht von einem Pudel, welcher derart abgerichtet ist, daß er Morgens vom Bäcker die Brötchen zum Frühstück und gegen Mittag das Fleisch vom Metzger in einem Körbchen abholt.
„Das ist ja alles Lumperei im Vergleich zu den Leistungen meines Dachshundes Zwerg," sagt ein alter Revierförster. „Sobald einer in meiner Familie krank wird, läuft der kluge Tekel fort und holt den Doktor."

* * *

Boshaft. Ein überspannter Klaviervirtuos fährt in einem Konzert wie unsinnig auf seinem Instrument herum.
Musikfreund (zu seinem Nachbar): „Sie entschuldigen, dies ist wohl e' Fug!"
Kritiker: „Nee, e' Unfug!"

Unter Dienstboten. Stubenmädchen (zum Lakaien): „Sehen Sie 'mal, Johann, auf der Visitenkarte, die die Gnädige eben bekommen hat, steht p. f.; was soll das heißen?"
Lakai: „Oh, wahrscheinlich: persenlich ferhindert."

* * *

Im Examen der höheren Töchterschule. Lehrer: „Was wissen Sie von der alten Geschichte?"
Höhere Tochter: „Sie bleibt ewig neu, und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei!"

* * *

Leichte Pflichten. Hausherr (zum neuengagirten Dienstmädchen): „Merken Sie sich — hier geht Alles mit militärischer Pünktlichkeit; um 6 Uhr wird aufgestanden, um 12 Uhr gegessen und um 10 Uhr in's Bett gegangen!"
Dienstmädchen (erleichtert): „Na, wenn's weiter nichts zu thun giebt, dann bin ich schon zufrieden!"

* * *

Ein gelöstes Problem. „Ich begreife gar nicht, wie man über die Ehe noch soviel streiten kann."
„Das ist doch sehr einfach: Ein armer junger Mann kann nicht heirathen, und ein reicher hat's — Gott sei Dank — nicht nöthig!"

* * *

Verhängnißvoller Schnupfen. Ober-Staatsanwalt (beim Inspiciren des Gefängnisses): „Was hat Sie denn hierhergebracht?"
Sträfling: „Mein Schnupfen!"
Ober-Staatsanwalt (erstaunt): „Was? Ihr Schnupfen?"
Sträfling: „Ja, i' hab' an' starken Schnupfen g'habt und wie i' durch 's Fenster g'stieg'n bin, hab' i' niesen müssen. Da d'rüber is der Herr aufg'wacht, hat mi' g'fangen . . . und so bin i' herkomma!"

* * *

Eine Empfehlung. „Der Mann, den ich nehmen würde, braucht kein Vermögen zu haben."
„O, mein gnädiges Fräulein, diese Eigenschaft besitze ich, ohne mir zu schmeicheln, im allerreichsten Maße."

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.